

GIBT ES EINE SOZIALRÄUMLICHE DIALEKTIK?
Eine Diskussion am Beispiel der Öffnung des Wiener Gemeinde-
baus für nicht-österreichische StaatsbürgerInnen

Christof PARNREITER, Christopher ENDERS, Nils GRUBE, Malte LEMKE,
und Manuela THEDE, alle Hamburg*

mit 6 Abb. und 1 Tab. im Text

INHALT

Summary	29
Zusammenfassung	30
1 Einleitung	30
2 Gibt es eine sozialräumliche Dialektik? Eine (erste) theoretische Annäherung	31
3 Vom Inhalt der Formen: Der Gemeindebau im „Roten Wien“	34
4 Forschungsdesign.....	36
5 Ergebnisse.....	38
6 Gibt es eine sozialräumliche Dialektik? Eine (zweite) theoretische Annäherung	45
7 Die sozialräumliche Dialektik im Gemeindebau: Erste Interpretation und Ausblick	47
8 Literaturverzeichnis	53

Summary

Opening council houses to non-nationals. A case study from Vienna

This present article builds upon the debate on the social production of space. In particular, we focus on the question whether socially produced spaces can, as Edward SOJA puts it, “rebound back to shape social relations”.

* Univ.-Prof. Dr. Christof PARNREITER, Institut für Geographie, Universität Hamburg, D-20146 Hamburg, Bundesstraße 55; e-mail: Parnreiter@geowiss.uni-hamburg.de, <http://www.geowiss.uni-hamburg.de/i-geogr/personal/parnreiter/index.htm>. Christopher ENDERS, Nils GRUBE, Malte LEMKE, Manuela THEDE, alle Institut für Geographie, Universität Hamburg, D-20146 Hamburg, Bundesstraße 55. Wir danken Thomas HAUSCHILD, Gerald HÖDL, Britta KLAGGE, Lutz MUSNER, Jürgen OSSENBRÜGGE, Peter WEICHHART und dem/der anonymen Gutachter/in für hilfreiche Kritik und Anregungen.

The study is based on a research of the "Gemeindebau" (housing project) of Vienna in June 2006. Our starting point was the hypothesis that those inhabitants of the „Gemeindebau“ who are more pleased with the arrangement of the whole complex tend to be more tolerant towards the moving in of citizens without Austrian nationality.

From the empirical study two main conclusions can be drawn. First, the results confirm the main hypothesis: There is a significant interrelation between the perception of the "own" building and the attitudes towards the moving in of foreigners. Second, the study also raises important question as regards the relationship between perception, the specific built environment itself and its socioeconomic embeddedness into the city.

Zusammenfassung

Der vorliegende Aufsatz geht auf die Debatte zur sozialen Raumproduktion zurück. Im Konkreten untersuchen wir, ob gesellschaftlich produzierte Räume tatsächlich, wie Edward SOJA formuliert, "rebound back to shape social relations".

Der Text basiert auf einer empirischen Erhebung im Wiener Gemeindebau im Juni 2006. Ausgangspunkt war die Hypothese, dass jene BewohnerInnen des Gemeindebaus, die mit der Gestaltung „ihres“ Hofes zufrieden sind, sich toleranter gegenüber dem Zuzug von Nicht-ÖsterreicherInnen in den Gemeindebau zeigen also solche, die die Gestaltung „ihres“ Hofes als schlecht empfinden.

Die Studie erbrachte zwei Ergebnisse: Erstens bestätigen die Erhebungen, dass es den vermuteten Zusammenhang zwischen der Wahrnehmung des Hofes und der Einstellung gegenüber dem Zuzug von Nicht-ÖsterreicherInnen gibt. Zweitens wirft die Untersuchung wichtige Fragen bezüglich des Zusammenhangs zwischen Wahrnehmung, der konkreten gebauten Umwelt und deren sozioökonomische Einbettung in die Stadt auf.

1 Einleitung

Der vorliegende Aufsatz greift einen zentralen, wenn auch umstrittenen Aspekt der Debatten um „Raum“ auf: Gibt es die von SOJA und anderen AutorInnen postulierte sozialräumliche Dialektik, also eine *Wechselwirkung* zwischen gesellschaftlich produzierten Räumen einerseits, sozialen Beziehungen und Handlungen andererseits? Wirken Räume, einmal sozial konstituiert, auf die Gesellschaft zurück?

Das Problem, ob Räume Medien¹⁾ für gesellschaftliche Entwicklung sein können, untersuchen wir am Beispiel von Gemeindebauten in Wien. Diese Auswahl haben wir

¹⁾ Wir verwenden den Ausdruck „Medium“ im Sinne von „Mittel“, „Vermittler“, „Vermittelndes“, um mögliche Rückwirkungen sozial produzierter Räume auf gesellschaftliche Beziehungen begrifflich zu fassen und um uns gegenüber Ansätzen, die dem Raum eine bestimmende Wirkmächtigkeit „von sich heraus“ zuschreiben, abzugrenzen. Wir weisen explizit auf den Unterschied hin, Raum als Medium sozialer Entwicklung zu begreifen oder als deren Ursache.

getroffen, weil die Entstehung der Gemeindebauten in den 1920er- und 1930er-Jahren geprägt ist von der Überzeugung, dass “space matters”: ArchitektInnen des „Roten Wien“ vertraten ebenso wie die Stadtplanung die Auffassung, dass über (gutes) Bauen gesellschaftliche Entwicklung (positiv) beeinflusst werden könne.

Fokussiert ist unsere Untersuchung, ob und inwieweit die gebaute Umwelt soziale Beziehungen, gesellschaftliche Wertevorstellungen und Handlungen beeinflussen kann, allerdings auf eine aktuelle Frage: Gibt es einen Zusammenhang zwischen der Wahrnehmung der Gestaltung des „eigenen“ Gemeindebaus durch seine BewohnerInnen und der Einstellung dieser Personen gegenüber der generellen Öffnung des Wiener Gemeindebaus für nicht-österreichische StaatsbürgerInnen?²⁾ Unsere Hypothese lautete, dass es eine solche Beziehung gibt, und zwar dahingehend, dass Personen, die den „eigenen“ Hof positiv erleben, der Öffnung des Gemeindebaus positiver gegenüber stehen als Personen, die mit „ihrem“ Hof weniger oder nicht zufrieden sind.

Im Folgenden gehen wir kurz auf die Diskussion der Frage ein, ob und wie gesellschaftlich produzierte räumliche Strukturen soziales Handeln beeinflussen. An diese theoretische Erörterung schließt der empirische Teil an, in dem wir die Ergebnisse einer ersten Feldforschung in vier Wiener Gemeindebauten im Frühjahr 2006 vorstellen. Da unsere Hypothese zunächst einmal ja selbst im Falle ihrer Erhärtung keine Aussage über kausale Verknüpfungen von Physisch-Materiellem und Sozialem beinhaltet, werden die statistischen Ergebnisse der Pilotstudie dahingehend diskutiert, ob sie Aussagekraft besitzen bezüglich der Frage, ob sozial produzierte Räume tatsächlich Medien gesellschaftlicher Entwicklung sein können. Dazu werden zum einen Aussagen aus Experteninterviews herangezogen, zum anderen wird erneut auf die theoretische Diskussion zurückgegriffen.

2 Gibt es eine sozialräumliche Dialektik? Eine (erste) theoretische Annäherung

Aufbauend auf LEFEBVRE und der kritischen Geographie der 1970er- und 1980er-Jahre hat Edward SOJA in den letzten Jahren mehrfach argumentiert, dass “the organization of space (...) (is) not only a social product but simultaneously rebound back to shape social relations” (SOJA 1989, S. 57). Soziale Beziehungen seien zugleich “space-forming and space-contingent” (ibid., S. 126), während Räume “both an immediate milieu and an originating presupposition” (SOJA 1996, S. 45) für soziales Handeln darstellten. Diese “socio-spatial dialectic” (SOJA 1980) zeige sich daran, dass

²⁾ Seit Anfang 2006 gilt die neue EU-Antidiskriminierungs-Richtlinie, nach der der Wiener Gemeindebau auch für Menschen ohne österreichische Staatsbürgerschaft zugänglich sein muss. Allerdings wird diese Öffnung von vielen BewohnerInnen des Gemeindebaus höchstens als Verstärkung, nicht als Verursachung der so genannten „Ausländerproblematik“ wahrgenommen. Wegen der vergleichsweise aktiven Einbürgerungspolitik der Stadt Wien leben heute viele Zuwanderer, die mittlerweile die österreichische Staatsbürgerschaft angenommen haben, im Gemeindebau – geschätzt wird, dass diese Gruppe ca. ein Drittel der gesamten BewohnerInnenschaft ausmacht. Sie werden von vielen „alteingessenen“ MieterInnen ungeachtet der tatsächlichen Staatsbürgerschaft als „AusländerInnen“ identifiziert.

“our actions and thoughts shape the spaces around us, but at the same time the larger collectively or socially produced spaces and places within which we live also shape our actions and thoughts” (SOJA 2000, S. 6).

Auch WEICHHART verweist darauf, dass Raum ein „Medium sozialer Systemzusammenhänge“ (WEICHHART 1993, S. 228) sei. Bestimmte Milieus, wie er die materiellen Komponenten des Handelns nennt, würden „ausdrücklich zu dem Zweck geschaffen (werden) (...), möglichst vorteilhafte Rahmenbedingungen und instrumentelle Voraussetzungen für die Realisierung bestimmter Handlungen zu produzieren“ (WEICHHART 2003, S. 35). Geschichte werde also nicht nur in Räumen gemacht, sondern auch durch sie, genauer noch: durch die Produktion einer ganz bestimmten Geographie. MEUSBURGER (1999) argumentiert ähnlich: „Bestimmte Orte seien über die ihnen eigenen spezifischen Anordnungen physischer Dinge gekennzeichnet – eine Kirche ist anders gebaut als eine Autobahn, eine Fabrik anders als eine Börse. Diese physischen Konkretheiten ordneten unterschiedliche Tätigkeiten, und sie ordneten sie jeweils spezifisch anders. Damit bildeten sie „die Strukturen eines Raums und können eine Affordanz bzw. einen Aufforderungscharakter für bestimmte Handlungen ..., eine große disziplinierende, motivierende und Status verleihende Macht haben“ (ibid., S. 121–123).

Ein Beispiel, an dem die Rückwirkungen bestimmter Geographien auf die Gesellschaft häufig thematisiert werden, ist die residenzielle Segregation. So argumentiert etwa David HARVEY, dass Segregation ein räumliches Verhältnis sei, das, selbst ein Produkt bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse (z.B. Immobilienpreise, Einkommen, Regulierung des Wohnungsmarktes), bestimmte soziale Beziehungen hervorbringe. Weil in klassischen Arbeiterbezirken andere Werte, Erwartungen, Konsumgewohnheiten, etc. gelebt werden als in Gebieten, wo Großbürger oder ImmigrantInnen leben, durchliefen die Menschen in ihren voneinander getrennten Wohnbereichen eine jeweils unterschiedliche Sozialisation. Der Wohnbezirk werde so zum “integral mediating influence in the processes whereby class relationships and social differentiations are produced and sustained“ (HARVEY 1985, S. 123f.).

Auch in der Architektur(theorie) wurde und wird diskutiert, ob die gebaute Umwelt nur Abbild, Produkt einer Gesellschaft sei oder auch ein Mittel zu deren Gestaltung. Der moderne Städtebau etwa strebte an, über die gute Form, die durchdachte Gestaltung das Bewusstsein und die Lebensverhältnisse der Menschen zu beeinflussen. Durch eine besser gestaltete (Um)Welt sollte ein Beitrag zur Verbesserung der Welt geleistet werden, denn die Architekten der Moderne waren überzeugt, „daß die Liebe zum Schönen für den Menschen nicht nur in hohem Maße glücksbereichernd ist, sondern auch ethische Kräfte in ihm hervorbringt“ (Walter GROPIUS, zit. in HELBRECHT 2003, S. 155).

Architektur wird dabei als eine verräumlichte Ausübung von Macht verstanden: Konkretes Handeln und soziale Interaktionen würden durch eine jeweils bestimmte Architektur erleichtert oder erschwert, im Extremfall verunmöglicht werden. So reflektierten etwa Grundrisspläne suburbaner Einfamilienhäuser und deren Umsetzung in gebaute Umwelt bestimmte ideologische Vorstellungen von Familie, sie beeinflussen über ihre Materialität aber auch das Verhältnis der Geschlechter oder der Altersgruppen, die an diesem Ort zusammenleben. Nicht nur Bilder von Familie, auch unsere generelle Weltansicht – Ansichten von Gut und Böse, Privatheit und Privatbesitz, Staat

und Klassen, etc. – findet sich in der gebauten Umwelt wieder: “The built environment is a primary medium for the techniques of establishing, legitimising and reproducing ideology at every scale from the house to the city” (DOVEY 1999, S. 45). Damit aber ist die gebaute Umwelt nicht nur ein Ergebnis des sozialen Handelns, sondern auch dessen Medium: “Everyday life in architectural and urban spaces is a product of history which produces more history” (ibd., S. 19).

Allerdings werden auch zahlreiche Gegenpositionen zur These formulieren, Räume seien Medien sozialer Entwicklung. Nur in prä-modernen Gesellschaften werde, so beispielsweise Benno WERLEN, das Räumliche als konstitutiv für das Handeln gehalten. Mit dem Gedanken der Moderne, dass es ausschließlich die bewussten Subjekte seien, die Handlungen setzen könnten, könne Räumen „keine eigene Wirkkraft, auf welche zur Erklärung von Alltagswirklichkeiten zurückgegriffen werden könnte“ (WERLEN 2000, S. 351), mehr zugeschrieben werden. Raum (und auch Zeit) seien deshalb keine „Gegebenheiten mit transformativem Potential“ (WERLEN 1997, S. 21).

Die These, dass „Design wirkt“ (HELBRECHT 2003, S. 163), dass also gebaute Umwelt das Potenzial hat, das gesellschaftliche Leben zu beeinflussen, fand aber auch in der Architektur und in den Kulturwissenschaften ihre Gegner. So vertritt JAMESON, dass Bedeutung immer nur zugeschrieben werde, nie aber mit dem Materiellen eins werde: “Yet the truth of the matter (...) is that the individual work can never impose a privileged reading on its viewers or spectators” (JAMESON 1999, S. 73). Auch LEACH zufolge sei Architektur nicht demokratische oder autoritär „an sich“, es gäbe lediglich Assoziationen und Zuschreibungen, die aber instabil seien und wechseln könnten: “Political content does not reside in architectural form; it is merely grafted on to it by a process that is strictly allegorical. (...) Remove the memory of the church and state, and the buildings would become empty vessels to be appropriated towards some other political end” (LEACH 1999, S. 118f.). Folglich gehe Wirkung von Gebäuden einzig von der konkreten Art der Aneignung der Gebäude aus, wie LEACH am Beispiel des Panoptikums³⁾ ausführt: “It is not the form of the panopticon which controls the behaviour of the inmates. Rather, it is the politics of use – the fact that the building is operating as a prison – which is ultimately determinant of behaviour, and the architecture is merely supporting that politics of the use through its efficient layout. [...] (A) building may facilitate – to a greater or lesser extent – the practice of those politics through its very physical form” (ibd., 120f.).

Allerdings sind die Gegensätze zwischen den hier diskutierten Positionen nicht so groß, wie sie erscheinen. Alle AutorInnen, die von einer Dialektik zwischen dem Gesellschaftlichen und dem Räumlichen ausgehen, betonen, dass das Gesetz des Handelns bei den Menschen liege. Bestimmte Architekturen mögen einen Auf-

³⁾ Der britische Jurist und Philosoph Jeremy BENTHAM plädierte zu Beginn des 19. Jahrhunderts dafür, Gefängnisse und Fabriken in der Form von Panoptika zu bauen, weil durch diese Bauweise die Kosten für die Überwachung der Häftlinge bzw. der ArbeiterInnen gesenkt werden könnten. Die (allerdings nie realisierte) Bauweise erlaube permanente Beobachtung, die dadurch erzeugte Angst führe zu konformem Verhalten – auch ohne direkte Überwachung. FOUCAULT griff die Idee BENTHAMS auf und beschrieb das Panoptikum als Ordnungsprinzip der westlich-liberalen Gesellschaft: Hier führten die permanente Kontrollmöglichkeit zu einer Selbstdisziplinierung der Individuen, ohne dass direkte Überwachung erforderlich sei (FOUCAULT 1994).

forderungscharakter haben, andere Nutzungen als die durch die räumliche Struktur suggerierte sind aber immer möglich – Räume haben also „eine generative, allerdings keine determinierende Kraft“ (MEUSBURGER 1999, S. 124). Umgekehrt halten auch jene, die im menschlichen Handeln die einzige verursachende Kraft sehen, die gebaute Umwelt nicht für völlig indifferent. So räumt WERLEN ein, dass sie über das Handeln der Subjekte Wirkung zeige, weil die gebaute Umwelt über die soziale Aneignung zu einer räumlichen Bedingung weiteren Handelns werde und so ermöglichend oder verhindernd wirken könne.

3 Vom Inhalt der Formen: Der Gemeindebau im „Roten Wien“

Die Frage, ob es eine sozialräumliche Dialektik im oben diskutierten Sinn gibt, kann grundsätzlich anhand jedes räumlichen Settings untersucht werden. Der Wiener Gemeindebau stellt allerdings ein besonders geeignetes Studienobjekt dar, weil er in seiner konkreten Materialität ein direktes Resultat der Vorstellung ist, dass über das Gestalten der gebauten Umwelt auch die Gesellschaft gestaltet werden kann.

Gewiss, der Wiener Gemeindebau entstand, um die eklatante Wohnknappheit zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu lindern. Wohnen sollte, statt Ware zu sein, ein Recht für alle darstellen.⁴⁾ Der Gemeindebau sollte aber mehr als nur Wohnraum sein – er stellte für die die Stadt nach 1918 mit absoluter Mehrheit regierenden SozialdemokratInnen dezidiert ein Mittel zur Erreichung ihrer gesellschaftlichen Utopien dar. Der soziale Wohnbau war der „Hauptangelpunkt“ (BRAMHAS 1987, S. 35) der Gesellschaftspolitik – im Gemeindebau sollte, so das Anliegen, ein neuer und besserer Mensch entstehen. So schrieb Margarete SCHÜTTE-LIHOTZKY, die gemeinsam mit Adolf Loos und anderen Architekten den zwischen 1924 und 1926 erbauten Winarsky-Hof im 20. Wiener Gemeindebezirk entwarf, dem Städtebau große Konsequenzen „für das Wohl oder Wehe der Menschen“ zu (SCHÜTTE-LIHOTZKY 2004, S. 38). Explizit bezog sie dabei die bauliche Gestalt in den Wirkungszusammenhang mit ein: „Daß Formen primär auch einen Inhalt haben“ (ibid., S. 17), bestimmte ihr Wirken, gerade weil sie als erste Architektin Österreichs und als Kommunistin Planen und Bauen als gesellschaftliche, den (einfachen) Menschen verpflichtete Aufgabe auffasste. „Räume aber wirken, bewußt oder unbewußt, ständig auf das Lebensgefühl der Menschen ein. Diese können der Architektur gar nicht entrinnen, weder am Arbeitsplatz noch in der Freizeit. Umso mehr Verantwortung trägt der Architekt auch als ‚Künstler‘“ (ibid., S. 35).⁵⁾

⁴⁾ Insgesamt wurden im „Roten Wien“ 64.000 Wohnungen für ca. 220.000 Menschen gebaut. Ein Teil dieser Wohnungen entstand in kleineren Einheiten als Baulückenfüllung, der größere Teil in Form von Wohnhöfen und so genannten Superblocks (BRAMHAS 1987, S. 37, 65; WEHSMANN 1985, S. 125ff.).

⁵⁾ Berühmt geworden ist SCHÜTTE-LIHOTZKY durch eine innenarchitektonische Leistung, die so genannte „Frankfurter Küche“, dem Prototyp der Einbauküchen. Wohl wissend, dass auch in der Arbeiterbewegung Hausarbeit Frauenarbeit war und dass die Arbeiterinnen aus Mangel an Dienstbotinnen an einer Vielfachbelastung litten, war es ihr Ziel gewesen, „durch richtigen Wohnungsbau die Hausarbeit (zu) verringern“ (SCHÜTTE-LIHOTZKY 2004, S. 132).

In dieser kulturoptimistischen Sicht wurde der Gemeindebau zum privilegierten Ort, an dem die Regierung der ersten sozialistisch verwalteten Millionenstadt der Welt ihren pädagogischen Plan zur „Zivilisierung, Kulturalisierung und Hygienisierung der Massen“ (MUSNER 2004, S. 121f.) verwirklichen wollte. Zugespielt formuliert: Gutes Wohnen sollte gute Menschen mit gemeinsamer Identität hervorbringen.

Der Wohnungsbau hatte sich an den Bedürfnissen der Menschen zu orientieren – etwa dem nach Licht und Luft. Die sanitären Zustände sollten durch erhöhte Standards der Wohnungen verbessert werden, Grundrisse, die Querlüftung erlaubten, sollten helfen, der Tuberkulose den Kampf anzusagen.⁶⁾ Gemeinschaftseinrichtungen wurden errichtet, sowohl um Kosten zu sparen (z.B. die Gemeinschaftsbäder, Waschküchen) als auch um das soziale Leben der ArbeiterInnen zu fördern: „Die Bewohner müssen Räume haben, wo sie ihre Probleme diskutieren, sich weiterbilden können, wo sie die Möglichkeit haben, gemeinsam ein kulturelles Leben zu entwickeln“ (SCHÜTTE-LIHOTZKY 2004, S. 125). Auch die durch die Innenzugänge bewirkte Ausrichtung auf die Innenhöfe diente der Verlagerung von Leben von der privaten in die kollektive, gemeinschaftliche Sphäre, und sie war zudem funktional, da Kinder in den Hof konnten, ohne eine Straße queren zu müssen.

Die Innenorientierung trug aber auch dazu bei, den Gemeindebauten einen Festungscharakter zu verleihen. Von außen erwecken die Großanlagen des „Roten Wien“ den Eindruck einer abweisenden, burgähnlichen Anlage (was in Zeiten eines drohenden Bürgerkriegs als durchaus passend erschienen sein mag), während von innen her der Eindruck der Zusammengehörigkeit und Verteidigungsfähigkeit entstehen sollte. Die Innenhöfe wurden zu Inseln und Schutzräumen in einer feindlichen Lebensumwelt, sie betonten das durch Streben nach Autonomie charakterisierte Verhältnis der Arbeiterklasse zur Gesellschaft (MUSNER 2004, S. 98f., WEIHMANN 1985, S. 148f.).

Diese Architektur, die dem Außen-Innen-Problem so viel Aufmerksamkeit widmete, ist einerseits zu verstehen als eine der „(h)ochstilisierte(n) Drohgebärden“ (BRAMHAS 1987, S. 34) der Stadtregierung gegenüber dem bürgerlichen Lager und dem aufkommenden Faschismus, andererseits sollte sie „eine eigene Lebenswelt befördern“ (MUSNER 2004, S. 99). Der soziale Wohnbau des „Roten Wien“ schuf also weit mehr als nur Wohnungen. Seine Architektur, die zwar keinen eigenen Stil ausbildete, vielfach konservativ blieb und bautechnisch die Möglichkeiten der Zeit nicht erreichte, hatte über ihre Eckpfeiler monumentale Bauweise, burgähnliche Gestaltung und starke Betonung der Innenhöfe ein klares Ziel: „(D)en eigenen Leuten Mut machen und die Gegner einschüchtern“ (BRAMHAS 1987, S. 34). Nach außen hin sollten die Arbeitermassen *sichtbar* (gemacht) werden, nach innen galt es, den ArbeiterInnen ein neues Selbstverständnis und Selbstbewusstsein zu vermitteln. Die Frage: „Wessen Stadt ist es?“ konnte fortan nicht mehr nur anhand der Stadtregierung (die 1934 weggeputscht wurde) beantwortet werden, sondern auch durch eine neue Stadtgeographie. Der Gemeindebau bettete die Arbeiterklasse sozial und kulturell in die Stadt ein (und erschuf diese damit neu), er *untermauerte* – im Wortsinn – ihr „Recht auf die Stadt“ (LEFEBVRE 1968).

⁶⁾ Solche Grundrisse wurden dann aber oft aus Kostengründen doch nicht in die Tat umgesetzt.

MUSNER (2004, S. 98f.) sieht folglich im sozialen Wohnbau des „Roten Wien“ einen „Sinngabungsprozess (...). Die Gemeindebauarchitektur ist (...) nicht nur eine frühe Zweckarchitektur für die neuen Koppelungen von Arbeit, Markt und Konsum, sondern schuf zugleich eine Textur des Sozialen, die der Arbeiterklasse einen Sinn für die eigene Geschichte und Biographie sowie für die Eigenwertigkeit gegenüber den Ausbeutungsverhältnissen der Arbeitswelt vermittelte“. Insofern war der soziale Wohnbau des „Roten Wien“ ein politisches Vehikel, um zu bewerkstelligen, was MARX als den Übergang von der Klasse an sich – gebildet durch (angeblich) gemeinsame Interessen der Arbeiter – zur „Klasse für sich selbst“ (MARX 1964, S. 181) bezeichnete, die sich durch ein gemeinsames Bewusstsein ihrer selbst auszeichnet.

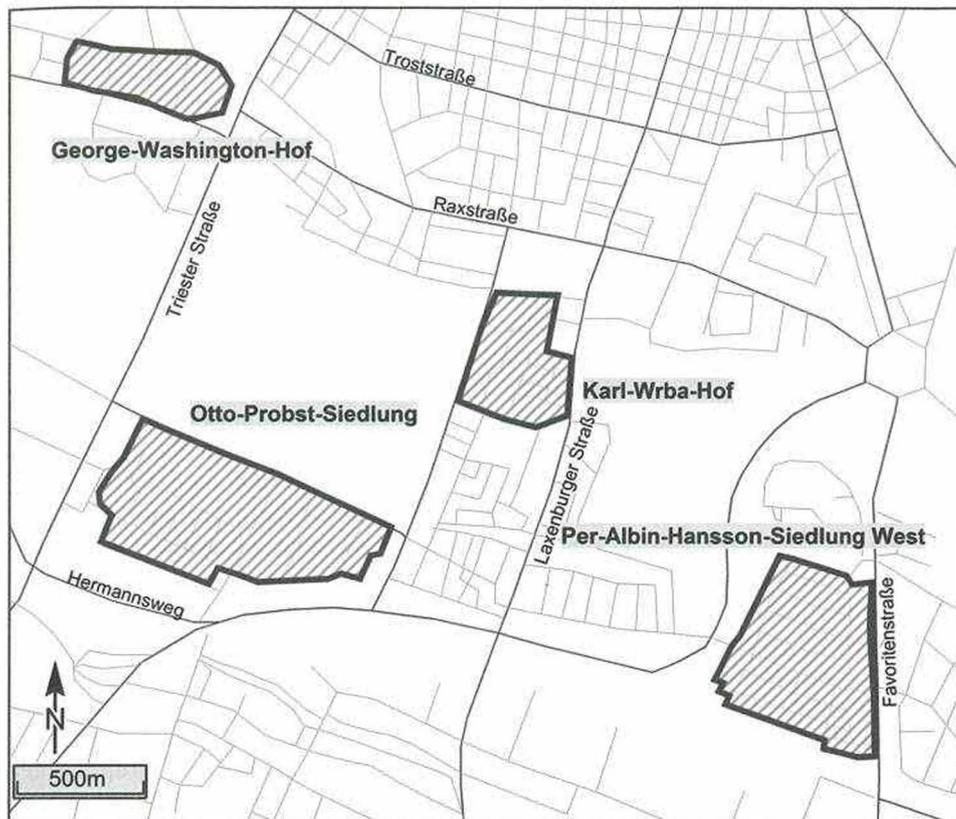
1934 endete die Zeit des Roten Wien. Nach 1945 setzte Wien, wieder sozialdemokratisch regiert, die Tradition des Gemeindebaus fort, wobei allerdings die ursprünglichen gesellschaftspolitischen Ideen gegenüber dem Wiederaufbau und der Wohnraumbeschaffung mehr und mehr in den Hintergrund traten.

4 Forschungsdesign

Die hier vorliegende Forschungsarbeit, die den Charakter einer Pilotstudie hat, wurde im Frühjahr 2006 in Wien durchgeführt. Sie schöpft aus zwei empirischen Informationsquellen. Zum einen führten wir eine Befragung unter den BewohnerInnen verschiedener Gemeindebauten mithilfe eines Fragebogens durch, zum anderen interviewten wir ExpertInnen aus der Gemeindebauverwaltung, der Gebietsbetreuung, Politik, Kunst und Forschung.

Wir beschränkten die Analyse auf vier Gemeindebauten eines Wiener Bezirks, nämlich Favoriten (vgl. Abb. 1), die in jeweils unterschiedlichen Perioden errichtet wurden, die bezüglich Abgrenzbarkeit, Homogenität und Größe der Siedlungsform einander aber ähnlich sind. Den stark politisch geprägten Bau des „Roten Wien“ repräsentiert der George-Washington-Hof (1927–1929), der der oben skizzierten „Arbeiterburg“ (WEIHMANN 1985, S. 174) – eine Wohnsiedlung mit großen Innenhöfen – entspricht. Für die nächste Stilepoche steht die Per-Albin-Hansson-Siedlung-West (1947–1951) mit ihrer gartenstadtähnlichen Reihenhausform. Der Karl-Wrba-Hof (1979–1983) ist ein Beispiel der Großwohnsiedlungen der frühen 1980er-Jahre, bei denen großzügiges Wohnen mit räumlicher Funktionstrennung im Vordergrund steht. Die Otto-Probst-Siedlung (1989–1993) repräsentiert die Idee des vollwertigen Wohnens und hat mit einer Mischung aus Gemeindebau, Genossenschaftsbau und Eigentumswohnungen auch eine andere MieterInnen- bzw. BesitzerInnenstruktur als die drei anderen Höfe. Die vier Höfe wurden ausgewählt, weil sie hinsichtlich ihrer baulichen Form wesentliche Unterschiede aufweisen, was eine bessere Untersuchung des Zusammenhangs zwischen der Wahrnehmung der Baustruktur und der Einstellung gegenüber dem Zuzug von Nicht-ÖsterreicherInnen ermöglichen sollte.

Ein zentrales Element der Feldforschung war die Befragung der Mieterschaft in den vier Höfen mittels eines Fragebogens. In jeder Siedlung wurde jeweils zweimal



Entwurf & Kartographie: N. GRUBE

Abb. 1: Die untersuchten Gemeindebauten in Wien Favoriten

zu zwei verschiedenen Zeiten befragt (mittags, nachmittags/abends). Insgesamt betrug der Rücklauf 137 Fragebögen, zwischen 33 und 35 in jedem Gemeindebau. Zwar stellt die explorative Befragung keinen Anspruch an Repräsentativität, da die Passantenbefragung der BewohnerInnen der untersuchten Gemeindebauten aber bezüglich der Berufsstruktur eine sehr heterogene Gruppe erfasste (in allen Höfen wenigstens sieben der folgenden Berufe: Arbeiter, Angestellte, Hausfrauen, Rentner, Selbständige, Arbeitslose, Studierende, Schüler), bilden die Fragebögen eine ausreichende Datengrundlage für die Diskussion des Zusammenhanges zwischen der Wahrnehmung der gebauten Umwelt und der Einstellung gegenüber dem Zuzug von Nicht-ÖsterreicherInnen. Gleiches gilt hinsichtlich der Altersgruppen und dem Geschlecht der Befragten – hier wurde jeweils ein ausgewogenes Verhältnis der Befragten erreicht.

Ein weiteres Kernelement unseres Pilotprojektes waren nicht-standardisierte, offene Experteninterviews mit GesprächspartnerInnen aus den Bereichen der Verwaltung (Wiener Gebietsbetreuung, Wiener Wohnen), der Wissenschaft (Fakultät für Architektur und Raumplanung der Technischen Universität Wien, Institut für Soziologie an

der Universität Wien) und der Politik (FachreferentInnen für Stadtentwicklung und Migrationsfragen) sowie einem Vertreter einer Agentur, die eine Imagekampagne zum Thema „Leben im Gemeindebau“ durchgeführt hatte.

5 Ergebnisse

Die forschungsleitende Fragestellung, auf welche sich auch die folgenden Ergebnisse und deren Interpretation beziehen werden, lautet: Besteht ein Zusammenhang zwischen der Bewertung der Gestaltung von Gemeindebauten durch seine BewohnerInnen und deren Haltung bezüglich der Öffnung des Wiener Gemeindebaus für nicht-österreichische StaatsbürgerInnen? Unsere Hypothese formulierten wir vor dem Hintergrund der Debatten des Roten Wiens, dass sich „gutes“ Wohnen positiv auf die sozialen Beziehungen und das Bewusstsein der BewohnerInnen auswirke: Wir nahmen an, dass BewohnerInnen, die die „eigene“ gebaute Umwelt positiv bewerten, der Öffnung des Gemeindebaus bejahender gegenüber stehen als Personen, die mit ihrer physisch-materiellen Umwelt weniger oder nicht zufrieden sind.⁷⁾

Die Auswertung der Befragung für alle vier Höfe ergibt einen nahezu linearen Zusammenhang – in der Gruppe der Personen, die die Gestaltung ihrer Siedlung positiv bewerten, sind im Mittel positivere Toleranzwerte⁸⁾ zu finden als in der Gruppe derer, die die Gestaltung als mittelmäßig oder schlecht einstufen: Bei positiver Wahrnehmung liegt das Mittel der Toleranzwerte im neutralen Bereich (2,01), bei mittelmäßiger Einstufung ist es klar in negativer Richtung verschoben (2,26). Bei der Gruppe jener, die eine negative Wahrnehmung der Siedlungsgestaltung angeben, ist das Mittel der Toleranzwerte schließlich nochmals deutlich größer (2,44) und damit klar im „negativen Drittel“ des Antwortspektrums.⁹⁾ Die Tendenz ist also eindeutig: Je positiver die

⁷⁾ Konkret fragten wir einerseits nach der Bewertung der Gestaltung der Gemeindebausiedlung insgesamt und nach der Bewertung des Zustandes des Gemeindebaus (Fassade, Innenhof, Stiegenhaus), und andererseits, wie die Befragten zur Öffnung des Gemeindebaus für Menschen ohne österreichische Staatsbürgerschaft stünden.

⁸⁾ Wir benutzen die Variable „Meinung zur Öffnung des Gemeindebaus“ als Merkmal für die Toleranz der Befragten gegenüber Nicht-ÖsterreicherInnen in ihrem Wohnumfeld. Die Kategorien „intolerant“ und „tolerant“ ergeben sich aus den Angaben „eher negativ“ und „eher positiv“ auf die Frage nach der Bewertung der Öffnung des Gemeindebaus. Entsprechend dieser Deutung tritt die Variable im Verlauf des Textes als „Toleranz / Intoleranz“ gegenüber der Öffnung auf. Allerdings: Einstellungen und Handlungen müssen keineswegs deckungsgleich sein – wer sich in der Befragung als „tolerant“ gegenüber dem Zuzug von Nicht-ÖsterreicherInnen in den Gemeindebau äußert, muss nicht zwangsläufig entsprechend handeln.

⁹⁾ Die unabhängige Variable richtet sich in ihren Kategorien (gut, mittel, schlecht) nach der abgefragten Meinung zur Gestaltung der jeweiligen Siedlung. Von diesen drei Gruppen abhängig wird die Meinung zur Öffnung des Gemeindebaus für Nicht-ÖsterreicherInnen über Mittelwerte dargestellt. Diese Mittelwerte ergeben sich aus den zugewiesenen Werten für die jeweiligen Antwortmöglichkeiten. Je größer der Mittelwert, desto negativer die durchschnittliche Meinung (Maximalwert: 3), ein Mittelwert von 2 gibt einen neutralen Durchschnitt an (Minimalwert: 1). Die Angaben „weiß nicht“ wurden hier nicht berücksichtigt. Uns ist bewusst, dass die erhobenen Daten nicht intervall-skaliert sind und daher ein Rechnen mit Mittelwerten statistisch problematisch ist. Da wir die dargestellten Ergebnisse allerdings nicht auf einer höheren Aggregations-Ebene verwenden (z.B. in einem Vergleich), halten wir die durchgeführte Operation für zulässig. Die Mittelwerte sollen hier nur Auskunft über die Tendenz der Antworten geben.

Siedlungsgestaltung wahrgenommen wird, desto positiver (oder: desto weniger negativ) ist die Einstellung zur Öffnung des Gemeindebaus für Nicht-ÖsterreicherInnen.

Das gleiche Bild zeigt sich, wenn nicht Mittelwerte gebildet werden, sondern die absoluten Nennungen verglichen werden (vgl. Tab. 1). Aus der Personengruppe, die die Gestaltung ihres Hofes als „schlecht“ bewerten, stehen knapp 70% dem Zuzug von Nicht-ÖsterreicherInnen in den Gemeindebau „eher negativ“ gegenüber, während es in der Gruppe derer, die die Gestaltung als „gut“ erleben, nur etwas mehr als 25% sind. Umgekehrt zeigt sich auch, dass die Gruppe derer, die der Öffnung des Gemeindebaus „eher positiv“ gegenübersteht, mit der Gestaltung „ihres“ Gemeindebaus recht zufrieden sind: Zwei Drittel bewerten sie als „gut“, nur 13% als „schlecht“.

			Einstellung gegenüber der Öffnung			
			Eher positiv	Neutral	Eher negativ	
Bewertung der Siedlungsgestaltung	Gut	absolut	20	35	21	Σ 76
		Anteil (%)	26,3	46,1	27,6	Σ 100
	Mittel	absolut	6	19	17	Σ 42
		Anteil (%)	14,3	45,2	40,5	Σ 100
	Schlecht	absolut	4	1	11	Σ 16
		Anteil (%)	25,0	6,3	68,8	Σ 100

Tab. 1: Zusammenhang Bewertung der Gestaltung – Toleranz insgesamt

Auch durch die Überprüfung der Signifikanz wird unterstützt, dass es den unterstellten Zusammenhang gibt: Nach dem Somers-d-Testverfahren ist für eine Abhängigkeit der „Meinung zur Öffnung des Gemeindebaus“ von der „Bewertung der Gestaltung“ mit nur 0,6% Wahrscheinlichkeit die Null-Hypothese richtig.¹⁰⁾ Damit wird das Signifikanzniveau von 95% deutlich erreicht. Der Korrelationskoeffizient (0,239 im gleichen Test) lässt sich durch die große Streuung der absoluten Nennungen erklären. Der hier über Mittelwerte dargestellte Zusammenhang kann also nur über eine grundsätzliche Tendenz Auskunft geben – dies allerdings verhältnismäßig zuverlässig.

Um diesen ersten Befund, dass die Wahrnehmung der Gestaltung des Gemeindebaus und die Toleranz gegenüber dem Zuzug von Nicht-ÖsterreicherInnen zusammenhängen, auf seine Belastbarkeit hin zu überprüfen, haben wir weitere Faktoren abgefragt,

¹⁰⁾ Da die Null-Hypothese das Gegenteil der Ausgangshypothese behauptet, bezieht sich die Wahrscheinlichkeit hier also auf die Hypothese: Die „Meinung zur Öffnung des Gemeindebaus“ ist unabhängig von der „Bewertung der Gestaltung“.

die nach Meinung der befragten ExpertInnen die Einstellung der BewohnerInnen von Gemeindebauten zur Öffnung des Gemeindebaus beeinflussen dürften: Die „Wohndauer im Gemeindebau“ und die „Bewertung des nachbarschaftlichen Kontakts“.

Allerdings zeigt sich im Signifikanztest, dass die „Meinung zur Öffnung des Gemeindebaus“ in Abhängigkeit zur „Wohndauer im Gemeindebau“ klar nicht signifikant ist (nach Somers-d). Wenigstens für die von uns Befragten trifft also die von ExpertInnen geäußerte Vermutung nicht zu, dass Personen, die relativ kurz im betreffenden Gemeindebau leben, toleranter sind als solche, die bereits lange dort leben.¹¹⁾

Ein anderes Bild zeigt sich allerdings bezüglich des nachbarschaftlichen Kontakts. Die „Meinung zur Öffnung des Gemeindebaus“ in Abhängigkeit zur „Bewertung des nachbarschaftlichen Kontakts“ ist klar signifikant. Mit nur 0,4% Wahrscheinlichkeit trifft die Null-Hypothese zu, das Signifikanzniveau von 95% wird deutlich erreicht. Damit würde sich die Variable „Bewertung des nachbarschaftlichen Kontakts“ ebenso gut als Erklärungsansatz für die Einstellung zum Zuzug von Nicht-ÖsterreicherInnen in den Gemeindebau eignen wie der von uns gewählte Ansatz („Bewertung der Gestaltung“).

Die Einschätzung der Bedeutung des nachbarschaftlichen Kontakts hinsichtlich der Einstellung gegenüber zuziehenden Nicht-ÖsterreicherInnen stellt tatsächlich eine der zentralen Herausforderungen dar, die sich aus unserer Pilotstudie ergeben. Die Qualität des Nachbarschaftskontakts ist allerdings keine konkurrierende Variable zur Frage nach der Gestaltung des Gemeindebaus. Erkennbar ist nämlich, dass die Bewertungen der beiden Faktoren miteinander korrespondieren: In der Gruppe der Personen, die ihre Nachbarschaftskontakte als schlecht bezeichnen, ist der Anteil derer, die die Gestaltung schlecht finden, deutlich größer als in den Gruppen mit mittlerem oder guten Nachbarschaftskontakt. Und umgekehrt: fast zwei Drittel derer, die die Gestaltung schlecht bewerten, kommen auch bezüglich des Nachbarschaftskontakts zum gleichen Urteil. Bezogen auf die einzelnen Siedlungen zeigt sich, dass die in der Gestaltung am besten bewerteten Gemeindebauten (Per-Albin-Hansson-Siedlung-West, Otto-Probst-Siedlung) auch die besten Werte hinsichtlich des Nachbarschaftskontakts aufweisen. Dass die Bewertung der Gestaltung des Gemeindebaus und die des Nachbarschaftskontakts miteinander korrespondieren, kommt nicht überraschend: In der Raumkonstitution werden in der Regel physisch-materielle und soziale Aspekte verknüpft, eine Trennung in bauliche (etwa Grundrissformen) oder soziale Faktoren (wie eben der Nachbarschaftskontakt) hat nur heuristischen Charakter, weil beispielsweise das Bauliche über die Größe und Anzahl der Stiegen (Trakte) in einem Hof Auswirkungen auf die Häufigkeit nachbarschaftlicher Begegnungen hat (siehe unten).

Darüber hinaus birgt der Ansatz, die Toleranz gegenüber zuziehenden Nicht-ÖsterreicherInnen über die Qualität des nachbarschaftlichen Kontakts zu erklären, das Problem, dass mit guten Gründen annehmbar ist, dass die Bewertung des Nachbarschaftskontakts selbst mit der Toleranz zusammenhängt. Wenn, wie geschätzt wird (vgl. Fußnote 2), ca. ein Drittel der BewohnerInnen der Wiener Gemeindebauten Mig-

¹¹⁾ „Länger“ und „kürzer“ werden hier definiert als anteilige Lebensdauer im selben Gemeindebau. Konkret ausgewertet haben wir Ergebnisse für Personen, die weniger als ein Viertel bzw. mehr als die Hälfte ihres Lebens im betreffenden Gemeindebau verbrachten.

rationshintergrund haben, dann werden diese Personen von vielen „Alteingessenen“ schlicht als AusländerInnen identifiziert, und zwar ungeachtet des Umstandes, dass diese Personen die österreichische Staatsbürgerschaft besitzen. Die Bewertung des Nachbarschaftskontakts ist also das Ergebnis einer Lebenssituation, in die Erfahrungen mit ausländischen MitbürgerInnen (bzw. solchen, die dafür gehalten werden) und die Bewertungen dieser Erfahrungen mit eingeflossen sind.¹²⁾

Man kann also festhalten, dass Wohndauer und Nachbarschaftskontakt keine Faktoren sind, die *an Stelle* der Bewertung der gebauten Umwelt gesetzt werden müssten, um tolerante oder intolerante Einstellungen zu ergründen. Für erstere lässt sich in unserer Befragung kein signifikanter Zusammenhang zeigen, für den zweiten gilt, dass er mit der Frage der Gestaltung des Gemeindebaus verwoben ist.

Das Zwischenfazit lautet also, dass die gebaute Umwelt tatsächlich einen relevanten Faktor darstellt hinsichtlich der sozialen Entwicklung (in unserem Fall: der Einstellung gegenüber Nicht-ÖsterreicherInnen). Belegt ist der Zusammenhang damit aber noch nicht. Erstens ist die Bedeutung der Architektur für die von uns abgefragte *Wahrnehmung* der Gestaltung der Gesamtanlage noch nicht geklärt (dazu siehe weiter unten), und zweitens könnte es ja auch sein, dass, zugespitzt formuliert, die tendenziell fremdenfeindlich Eingestellten auch diejenigen sind, die zu den „ewigen NörglerInnen“ zu rechnen sind. Diese Personen würden dann kein gutes Haar lassen – nicht an dem Ort, an dem sie leben, nicht an eventuell Zuziehenden, usw., während umgekehrt die generell zufriedeneren und offeneren Personen auch den Gebäuden gegenüber, in denen sie wohnen, positiv(er) eingestellt sind. In diesem Fall wäre die Architektur dann nicht mehr als eine Projektionsfläche eigener Befindlichkeiten.

Dieser Einwand lässt sich insofern entkräften, als die Auswertung der Befragung zeigt, dass die BewohnerInnen der Gemeindebauten durchaus differenzieren, was sie als „gut“ oder „schlecht“ bewerten. So wird, mit der Ausnahme des Karl-Wrba-Hofes, der *Zustand* der Anlage generell gelobt, auch wenn die Gesamtgestaltung kritisch(er) gesehen wird. Der Zustand der Fassaden beispielsweise wird im George-Washington-Hof, in der Per-Albin-Hansson-Siedlung-West und in der Otto-Probst-Siedlung von zwischen 54 und 62 Prozent der Befragten als „gut“ empfunden, während nur weniger als ein Fünftel den Fassadenzustand als „schlecht“ beschrieb. Ähnlich sehen die Ergebnisse für die Innenhöfe und die Stiegen aus.

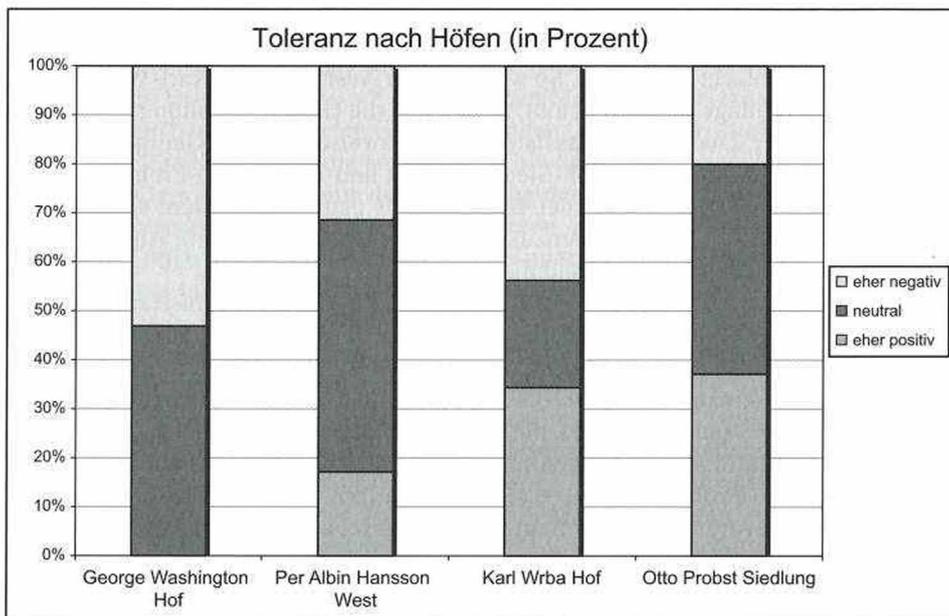
Auffällig ist nun, dass der George-Washington-Hof, die Per-Albin-Hansson-Siedlung-West und die Otto-Probst-Siedlung zwar sehr ähnliche Werte hinsichtlich des Zustandes der Anlage haben, bezüglich der Einschätzung der Gestaltung insgesamt aber deutlich voneinander abweichen. Während im George-Washington-Hof, der hinsichtlich des Fassadenzustandes die beste Bewertung aller Höfe hat, nur etwas weniger als die Hälfte der Befragten meinte, die Gestaltung insgesamt wäre „gut“, treffen in der Otto-Probst-Siedlung fast drei Viertel und in der Per-Albin-Hansson-Siedlung-West vier Fünftel der Befragten diese Einschätzung. Umgekehrt meint im

¹²⁾ Der Zusammenhang zwischen einem hohen Ausländeranteil im Wohnumfeld und der Einstellung gegenüber AusländerInnen wird in der Literatur unterschiedlich diskutiert. Eine Untersuchung über Wohnnachbarschaft und Ausländerfeindlichkeit in Wien kommt zu dem Ergebnis, dass mit steigender Häufigkeit interethnischer Alltagskontakte im Haus auch eine Verminderung von Vorurteilen einhergeht (KOHLBACHER & REEGER 2000).

George-Washington-Hof jede/r Sechste, dass die Gestaltung „schlecht“ ist – in der Otto-Probst-Siedlung hat niemand diesen Eindruck, in der Per-Albin-Hansson-Siedlung-West nur sechs Prozent der Befragten. Diese unterschiedlichen Werte bezüglich des Zustands einerseits, des Gesamteindrucks andererseits legen wir dahingehend aus, dass die Intoleranten nicht einfach als generelle NörglerInnen abgetan werden können – es gibt ja Elemente ihrer Umwelt, die sie als positiv empfinden.

Um den Zusammenhang zwischen der Bewertung der Gestaltung und der Toleranz weiter zu untersuchen, fokussieren wir nun auf jene zwei Höfe, die bezüglich der Toleranzwerte am weitesten auseinander liegen: den George-Washington-Hof und die Otto-Probst-Siedlung. Im ersten ist über die Hälfte der Befragten dem Zuzug von Nicht-ÖsterreicherInnen in den Gemeindebau gegenüber „eher negativ“ eingestellt, und keine/r der Befragten äußerte eine „eher positive“ Einstellung zum Zuzug. In der Otto-Probst-Siedlung hingegen steht immerhin deutlich mehr als ein Drittel der Befragten der Öffnung des Gemeindebaus „eher positiv“ gegenüber, während nur ein Fünftel „eher negativ“ eingestellt ist (vgl. Abb. 2).

Zudem ist es in beiden Höfen so, dass sich die Antworten nach dem Kriterium der Bewertung der Gestaltung ausdifferenzieren: In der Otto-Probst-Siedlung sind diejenigen, die die Gestaltung des Hofes als „gut“ einschätzen, die toleranteste Subgruppe, im George-Washington-Hof finden sich in der Subgruppe derer, die die Gestaltung negativ beurteilen, ausnahmslos ablehnende Stimmen zur Öffnung für Nicht-ÖsterreicherInnen (vgl. Abb. 3 und 4).



Anm.: Die Angaben „weiß nicht“ bei der Toleranz sind nicht in die Darstellung eingegangen

Abb. 2: Toleranz nach Höfen (in Prozent)

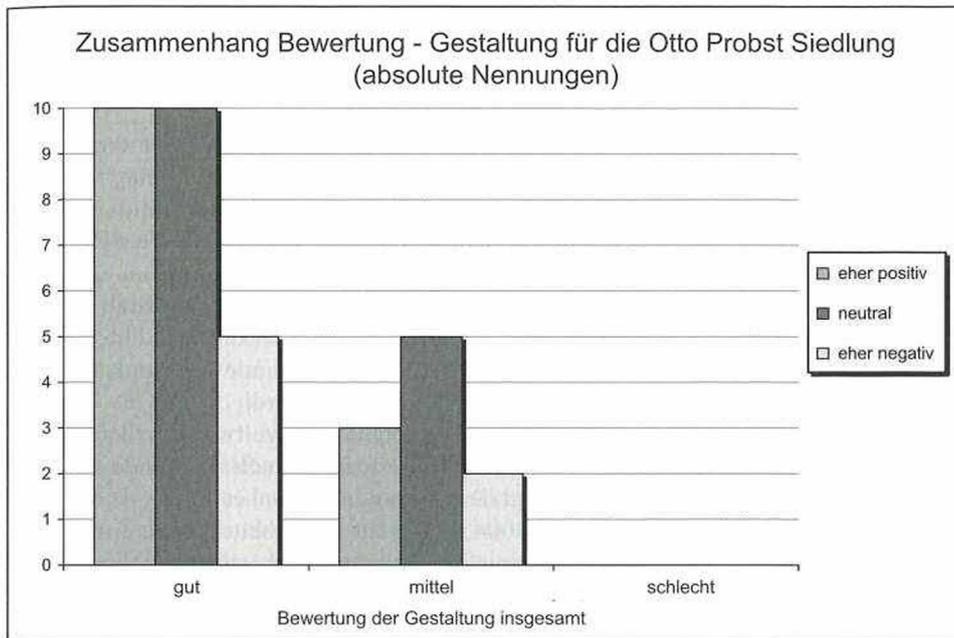


Abb. 3: Zusammenhang Bewertung – Gestaltung für die Otto Probst Siedlung (absolute Nennungen)

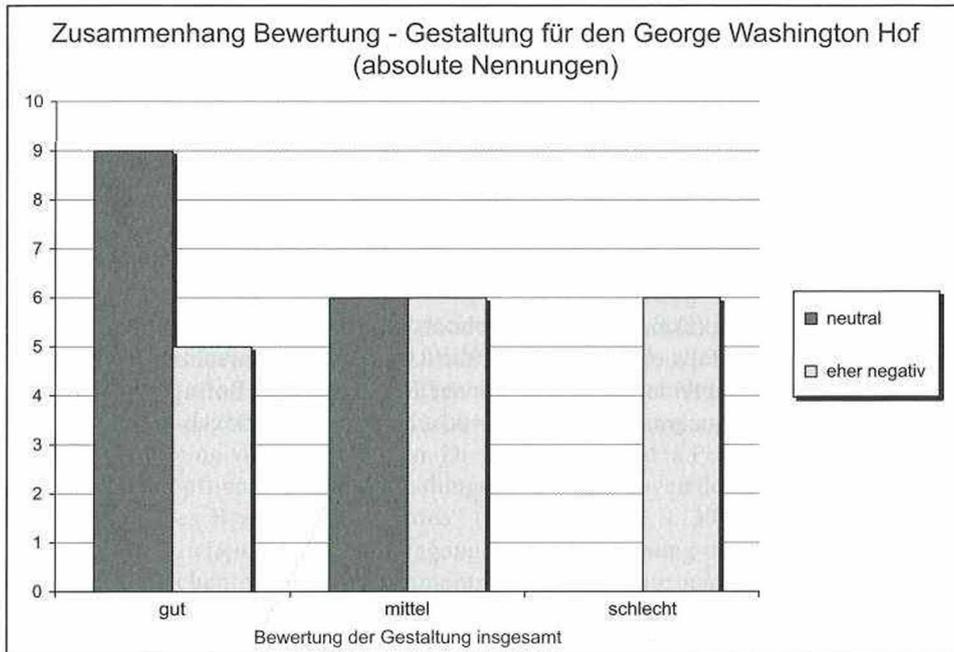


Abb. 4: Zusammenhang Bewertung – Gestaltung für den George Washington Hof (absolute Nennungen)

Zusammenfassend kann also festgehalten werden, dass sich durch die Befragung unsere Hypothese erhärten ließ: Die Gruppe derer, die die Gestaltung „ihres“ Gemeindebaus gut findet, ist gegenüber der Öffnung des Wiener Gemeindebaus für Nicht-ÖsterreicherInnen toleranter als jene, die sie schlecht bewertet.

Weist dieses Ergebnis auch darauf hin, dass Räume tatsächlich einen die soziale Entwicklung beeinflussenden Faktor darstellen, so ist damit noch kein Beleg für einen ursächlichen Zusammenhang zwischen gebauter Umwelt und der Einstellung gegenüber Nicht-ÖsterreicherInnen erbracht – abgefragt wurde schließlich die *Bewertung* der Gestaltung der Anlage. Soll aber das Problem einer sozialräumlichen Dialektik diskutiert werden, muss beantwortet werden, ob dem statistisch belegbaren Zusammenhang zwischen der Bewertung der Gestaltung und der Toleranz auch eine kausale Verknüpfung von Physisch-Materiellem und Sozialem zu Grunde liegt und, wenn ja, wie diese Beziehung aussieht und wodurch sie hergestellt wird.

Das ist natürlich keine einfache Aufgabe. Die gebaute Umwelt spielt in der Debatte um den Wiener Gemeindebau seit 1945 keine politische Rolle mehr – zumindest nicht in der Weise, wie sie es im „Roten Wien“ tat. Die Idee, durch eine bestimmte Architektur einen „Sinngabungsprozess“ (MUSNER 2004, S. 98) für die Arbeiterklasse anzustoßen bzw. zu befördern, hat in Wien den Zweiten Weltkrieg nicht überlebt. Folglich gibt es zu den von uns aufgeworfenen Fragen kaum Einsichten, geschweige denn ein durch Studien abgesichertes Wissen. Dieses Problem stellt sich allerdings nicht nur auf den Wiener Gemeindebau bezogen, sondern viel allgemeiner. Denn, wie HELBRECHT (2003, S. 151) meint, „die Bedeutung materieller Umwelten für das menschliche Zusammenleben zu verstehen“, ist für die Kulturgeographie keine erledigte Aufgabe, sondern vielmehr ein Arbeitsauftrag. Noch dazu ein schwieriger: „Um die ‚Eigen-Sprachlichkeit‘ der physischen Welt zu erkunden, haben die Sozialwissenschaften wenig methodisches und theoretisches Rüstzeug“ (ibid., S. 167). Auch in der Architekturtheorie sind die (möglichen) Zusammenhänge zwischen Physisch-Materiellem und Bedeutungen keineswegs geklärt: “(I)s there any intersection between the ontology of dwelling and the mediations of power in space? My answer is a tentative yes, although in the end the question must remain a mystery. ... My position is that while all meanings are socially constructed, social critique cannot exhaust our understandings of how built form frames our lives” (DOVEY 1999, S. 40).

Der vorliegende Text kann also nicht mehr als eine Annäherung darstellen, die den Anfang – oder bestenfalls eine erste Zwischenstation – eines Forschungsweges markiert. Bevor wir uns aber der Interpretation der Ergebnisse der Befragung zuwenden können, müssen wir nochmals auf die theoretische Debatte zurückkommen.

6 Gibt es eine sozialräumliche Dialektik? Eine (zweite) theoretische Annäherung

Eine zentrale Rolle spielt in diesem Pilotprojekt die Wahrnehmung – es sind die BewohnerInnen der Gemeindebauten, die in der Befragung über die Gestaltung der Siedlung, in der sie leben, aber auch über den Zuzug von Nicht-ÖsterreicherInnen urteilen. Bei allem Interesse, das wir der gebauten Umwelt und ihren möglichen Rückwirkungen auf gesellschaftliche Entwicklungen entgegenbringen, gehen wir davon aus, dass die Bedeutungen des Physisch-Materiellen und seine generative Kraft sich nur im und über das Handeln der Menschen realisiert.

Wahrnehmen ist nun ein zentraler Aspekt des Handelns. Es ist eine unabdingbare Voraussetzung dafür, dass überhaupt Räume begründet werden können, weil „Raum“ nicht einfach existiert, er ist „immer als vom erkennenden und handelnden Subjekt konstituiert zu begreifen“ (WERLEN 2000, S. 351). Diese Raumkonstitution funktioniert, so Löw (2001), in einer doppelten Aktivität, nämlich einerseits durch das so genannte „Spacing“, also durch das Plazieren von Gütern, Menschen, Lebewesen und symbolischen Markierungen, andererseits aber durch die menschliche Syntheseleistung, durch die das Plazierte zu Räumen verbunden wird. Entscheidend ist hier, dass Löw, an SIMMEL anknüpfend, argumentiert, dass das Verknüpfen der plazierten Güter, Menschen, Lebewesen und symbolischen Markierungen zu Räumen *nur über Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Erinnerungsprozesse* erfolgen kann: „wahrnehmend werden Synthesen im alltäglichen Handeln gebildet, die sozialen Güter und Menschen, denen man begegnet, werden zu Räumen verknüpft“ (Löw 2001, S. 195).

Damit werden in der Raumkonstitution Physisch-Materielles und Soziales untrennbar miteinander verbunden. WEICHHART (2003, S. 36) betont, dass die physisch-materiellen Elemente „inhärente Bestandteile der Gesellschaft“ darstellen, und zwar nicht nur, weil sie mit bestimmten Intentionen geschaffen wurden, sondern auch, weil sie kulturell angeeignet werden müssen. Durch diese Aneignung werden materielle Artefakte „vergesellschaftet“ (ibd.), sie gehören folglich sowohl der physisch-materiellen als auch der sozialen Welt an. Besonders evident ist diese Verschmelzung natürlich in der Stadt, die immer *zugleich* ein „physical and social environment“ (ABU-LUGHOD 1999, S. 5) bzw. „urban form“ und „urban process“ (SOJA 2000, S. 8) ist.

Das Wahrgenommene und der/die Wahrnehmende sind, wie erwähnt, im Prozess der Raumkonstitution durch die Syntheseleistung miteinander verbunden. Es gibt aber weitere Bindeglieder, die sich durch die Wahrnehmung entwickeln. Ein erstes ist die Zuschreibung von Bedeutungen. Diese erfolgt von den Personen, und insofern ist WERLEN beizupflichten: „Die Bedeutungen sind Leistungen der Subjekte und nicht Eigenschaften des Brandenburger Tores“ (WERLEN 2000, S. 307). Die Sinnstiftung erfolgt im alltäglichen, konkreten Umgang, in der Aneignung der gebauten Umwelt durch die Menschen: „Built environments are more brute matter, however. Their human occupants endow environments with symbolic significance, with meanings. Places, and the concrete constructions that are implanted on them, are envalued by their inhabitants through associations and emotions of awe, love, attraction, fear, hate, revulsion, and even banal indifference“ (ABU-LUGHOD 1999, S. 5).

Allerdings stellen wir die hohe Autonomie des Subjekts, die für WERLENS Sozialgeographie zentral ist, in Frage (vgl. zu dieser Kritik auch MEUSBURGER 1999 und OSSENBRÜGGE 1999). Bedeutungen können nicht nach Belieben zugeschrieben werden, konkrete Gebäude stehen nicht jeder Nutzung offen, Interpretationen sind nicht nach Gutdünken möglich. Zum einen gibt es in jeder Gesellschaft mächtigere „Zuschreiber“ als andere, die eine privilegierte Nutzung oder Deutung vorgeben (wenn auch nicht ausnahmslos erzwingen) können – zum Beispiel dadurch, dass sie Architekten und Bauherren sind, oder dadurch, dass sie über (Massen-)Medien zur Außencodierung verfügen.

Zum anderen werden Zuschreibungen durch beständige, nicht hinterfragte Nutzung verfestigt. Im Verbund mit der konkreten materiellen Gestalt von Gebäuden fordern Zuschreibungen bestimmte Handlungsweisen heraus, die dann, weil oft wiederholt, zu einer Bestätigung der Zuschreibungen führen – und damit zu ihrer Verfestigung. Zuschreibungen werden in diesem Prozess der affirmativen Nutzung, genauso wie die gebaute Umwelt „an sich“, faktisiert: Sie werden nicht mehr als soziale Konstrukte wahrgenommen, sondern als organisch, als Faktum. Wegen dieser so entstehenden Verknüpfungen von Gebäuden, Zuschreibung und Praktiken ist die Bedeutungszuschreibung eben kein ständig wiederholter, individueller und jeweils individuell gestaltbarer Prozess – die Handlungsfreiheit der Subjekte in Wahrnehmung und Zuschreibung ist eingeschränkt. Eine gewisse Eigendynamik ist die Folge – Räumlichkeit, gedacht als gesellschaftlich geschaffene Struktur, die sowohl physisch-materiell wie auch sozial bestimmt ist, strukturiert weiteres Handeln vor, ermöglicht bestimmte Handlungen und erschwert andere. Zwar sind Umdeutungen möglich, im Regelfall aber nur durch erheblichen Aufwand (z.B. bauliche Änderungen) und/oder sehr langsam.

Die Institutionalisierung von Zuschreibungen und verfestigte Nutzungen stellen ein weiteres Bindeglied zwischen dem/der Wahrnehmenden und dem Wahrgenommenen dar, das sich durch die Aktivität des Wahrnehmens entwickelt. Institutionalisierung von Zuschreibungen und verfestigte Nutzungen sind auch die Voraussetzung dafür, dass Räume „wirken“ können. Soziale Güter haben nach Löw (2001, S. 191ff.) eine „Außenwirkung“, die sich aus ihrer materiellen Struktur und ihrer symbolischen Besetzung ergibt. Diese Außenwirkung beeinflusst die Wahrnehmung, weshalb Räume eine „eigene Potentialität (entwickeln), die Gefühle beeinflussen kann“ (ibid., S. 204). Dass diese Atmosphären von Räumen nicht nur der jeweils spontan und individuell erfolgten Zuschreibung entspringen, sondern in gewisser (und noch unbestimmter) Weise den Räumen „anhaften“, lässt sich an Alltagserfahrungen erahnen: Bestimmte Räume werden von bestimmten Personengruppen mehrheitlich als angenehm bzw. unangenehm empfunden, andererseits kann das Betreten bestimmter Räume auch die Stimmung verändern.

Allerdings gilt auch hier, dass Veränderungen stattfinden (können). Die atmosphärischen Wirkungen, die Räume entfalten können, stellen keine Konstanten dar, weil sie einerseits abhängig sind von Faktoren wie Klasse, Geschlecht, Alter oder regionale Herkunft der Wahrnehmenden, andererseits auch von den jeweils spezifischen Handlungskontexten, innerhalb derer der Prozess des Wahrnehmens stattfindet. Die „Außenwirkung“ der gebauten Umwelt ist also kein unspezifischer Umweltstimulus, sie entwickelt sich in einer Wechselbeziehung zu geplanten und vollzogenen Handlungen.

Mit WEICHHART (2003) wollen wir die angesprochenen Verschmelzungen von physisch-materiellen Artefakten und Sozialem, von Dingen, Bedeutungen und Handeln, "Action Settings" nennen. WEICHHART geht auf die Erkenntnis Roger BARKERS zurück, dass konstante Verhaltensmuster, die innerhalb beständiger Kontexte beobachtet werden, an bestimmte Orte, Gegenstände, Zeiten und Interaktionspartner gebunden sind und dass sich derartige Verknüpfungen als außerordentlich stabil erweisen. BARKER gewissermaßen auf den Kopf stellend (und um Abgrenzung zum Determinismus bemüht), argumentiert WEICHHART nun, dass es nicht die Orte sind, „von denen angenommen wird, dass sie das ‚Verhalten‘ von Personen determinieren, sondern (dass es) die *Subjekte* (sind), die im Vollzug von Handlungen bestimmte Orte dazu instrumentalisieren, unter Zuhilfenahme der dort bestehenden materiellen Gegebenheiten und der dort anzutreffenden Interaktionspartner spezifische Intentionen zu verwirklichen“ (WEICHHART 2003, S. 31; Hervorhebung im Original).¹³⁾ Zentral für unser Anliegen ist nun, dass, folgt man WEICHHART, fass- und vielleicht sogar messbare soziale Dynamiken weder alleine von den physisch-materiellen Komponenten ausgehen noch ausschließlich vom Handeln. Was *wirkt*, das sind "Action Settings".

7 Die sozialräumliche Dialektik im Gemeindebau: Erste Interpretation und Ausblick

Konkretisieren wir den vorigen Abschnitt auf unsere Untersuchung, so bedeutet das erstens, dass die konkreten Gemeindebauten, nach deren Gestaltung wir ihre BewohnerInnen gefragt haben, in deren Wahrnehmung als „Gemeindebau“ konstituiert werden, und zwar durch das jeweils spezifische Verknüpfen von vorgefundenen Mauern, Fenstern, Stiegen, Bäumen, Hofbänken, Sandkisten, Verbotsschildern usw., also der gebauten Umwelt, aber auch anderer BewohnerInnen, SpaziergängerInnen, Hunden usw. Beurteilt wird folglich von den BewohnerInnen nicht der stets gleiche George-Washington-Hof, weil jede/r Befragte andere Elemente zu „seinem/ihrer“ Gemeindebau verknüpft. Damit geht es, wenn wir von einer möglichen Rückwirkung des Gemeindebaus auf die Gesellschaft (und genau: auf die Toleranz gegenüber Nicht-ÖsterreicherInnen) sprechen, um die physisch-materielle und soziale Ganzheit des Gemeindebaus. Allerdings vermuten wir, dass dabei von Fall zu Fall stärker bauliche (wie z.B. Grundrissformen) oder soziale Aspekte (wie z.B. der Nachbarschaftskontakt) eine Rolle spielen können (diese Trennung aber hat heuristischen Charakter, worauf wir noch zurückkommen werden).

Zweitens: Der Gemeindebau, über den seine BewohnerInnen Auskunft geben, besteht nicht nur aus der aktuell vorgefundenen Verquickung von Physisch-Materiellem und Sozialem, sondern auch aus deren Durchdringung mit etablierten, stabil reproduzierten Praktiken der Wahrnehmung und Aneignung. Das "Action Setting

¹³⁾ Orte werden, wie eingangs erwähnt, laut WEICHHART aber nicht nur für bestimmte Zwecke instrumentalisiert, sondern auch extra zur Realisierung bestimmter Ziele geschaffen (WEICHHART 2003, S. 35).

Gemeindebau“ beinhaltet somit die gegenwärtige gebaute Umwelt und aktuelle soziale Beziehungen ebenso wie eine *Geschichte* von Nutzungen und Interpretationen. Daraus ergeben sich Muster für die Wahrnehmung des Gemeindebaus durch seine BewohnerInnen, die ihnen zur Orientierung dienen, die aber auch veränderlich sind: Der Festungscharakter, der in den 1920er-Jahren zur Abgrenzung vom Klassenfeind diente, wird heute wohl kaum mehr als „schützend“ empfunden.¹⁴⁾ Andere Wahrnehmungen aber sind stabil geblieben, wie die Diskussion um die Innenhöfe zeigt, auf die wir noch eingehen werden.

Die Bewertung der Gestaltung des Gemeindebaus hängt drittens von den Handlungsroutinen seiner BewohnerInnen ab, also den Tagesabläufen und den Zwecken, denen die Wohnung im Gemeindebau vorrangig dient. Alleine lebende PensionistInnen mögen den Innenhof als möglichen Begegnungsort schätzen, wer in Schicht arbeitet und am Nachmittag schläft, wird, so das Schlafzimmer hofseitig ausgerichtet ist, das soziale Leben im Hof eher als störend empfinden.

(Wie) unterscheiden sich nun die “settings” der vier untersuchten Gemeindebauten? Und: Kann, ausgehend von diesen Unterschieden, plausibel argumentiert werden, dass unterschiedliche “settings” tatsächlich unterschiedliche “actions” hervorbringen (in unserem Fall: Einstellung zum Zuzug von Nicht-ÖsterreicherInnen in den Gemeindebau¹⁵⁾)?

Obwohl viele Aspekte, die das “setting” der Gemeindebauten vermutlich ausmachen, in dieser Pilotstudie noch nicht untersucht werden konnten, erlaubt das vorliegende Material doch einige Schlüsse. Zunächst einmal zeigt sich, welche von den abgefragten Faktoren für die Wahrnehmung der Gemeindebaugestaltung als „gut“ bzw. „schlecht“ von größerer Bedeutung sind. Vergleicht man die Antworten auf die Frage nach der Gestaltung insgesamt mit den Antworten auf die Fragen nach a) dem Zustand von Fassade, Innenhof und Stiegenhaus, b) dem Nachbarschaftskontakt und c) der anteiligen Lebensdauer im Gemeindebau, so zeigt sich, dass sich für zwei Faktoren kein durchgängiger Zusammenhang zur Bewertung der Gesamtgestaltung zeigen lässt. Weder die Bewertung des Zustandes von Fassaden, Innenhöfen und Stiegenhäusern noch der Lebensanteil, den eine Person im betreffenden Gemeindebau verbracht hat, geben Aufschluss darüber, wie die Gesamtgestaltung des Gemeindebaus empfunden wird.¹⁶⁾ Allerdings hängen die Bewertung des Nachbarschaftskontakts und die der

¹⁴⁾ Ob er in den späten 1920er- und frühen 1930er-Jahren tatsächlich so wahrgenommen wurde, müsste eine historische Analyse zeigen.

¹⁵⁾ Auf die Problematik, dass Einstellungen und Handlungen voneinander abweichen (können), haben wir bereits hingewiesen.

¹⁶⁾ Der Zustand von Fassaden, Innenhöfen und Stiegenhäusern wird, wie erwähnt, generell recht positiv bewertet, mit Ausnahme des Karl-Wrba-Hofes. Allerdings ist kein systematischer Zusammenhang zur Beurteilung der Gesamtanlage sichtbar: Während im George-Washington-Hof der Gesamteindruck deutlich schlechter bewertet wird als der Zustand, ist es in der Per-Albin-Hansson-Siedlung-West und in der Otto-Probst-Siedlung umgekehrt: Hier wird die Gesamtanlage besser wahrgenommen als ihr Zustand. Bezüglich der anteiligen Lebensdauer weist der in der Gesamtgestaltung am schlechtesten beurteilte Karl-Wrba-Hof sowohl den höchsten Anteil aller untersuchten Siedlungen an BewohnerInnen auf, die weniger als ein Viertel ihrer Lebenszeit dort gelebt haben, als auch den niedrigsten anteiligen Wert für Personen, die mehr als die Hälfte ihres Lebens dort verbracht haben. Die daraus abzuleitende Einschätzung, dass, je kürzer die Personen in einem Gemeindebau wohnen, desto schlechter ihre Bewertung ausfällt, bestätigt sich allerdings in der Analyse der anderen Höfe nicht: Die Per-Albin-Hansson-Siedlung-West und die

Gesamtanlage zusammen: Unter den Personen mit schlechten Nachbarschaftskontakten ist der Anteil derer, die die Gestaltung schlecht finden, deutlich größer als in den Gruppen mit mittlerem oder guten Nachbarschaftskontakt (und umgekehrt).

Wenn wir nun von einem "Action Setting Gemeindebau" sprechen, so lautet unsere Ableitung, dass von den abgefragten Faktoren der Nachbarschaftskontakt am stärksten in die Beurteilung der Gestaltung einfließt. Hier spielt allerdings die gebaute Form durchaus eine Rolle: Ein Ergebnis der Befragung ist beispielsweise, dass die Häufigkeit des Nachbarschaftskontakts mit der Anzahl und Größe der Stiegen (Trakte) zusammenhängt, also als „Rückwirkung“ der baulichen Struktur bezeichnet werden kann. Auch die Bewertung des Nachbarschaftsverhältnisses weist einen ähnlichen Zusammenhang auf: In den Gemeindebauten, die mit ihrer lockeren Bebauung auch Stiegen mit weniger Wohnungen aufweisen, fallen die Bewertungen der Nachbarschaftskontakte positiver aus als in den Höfen mit Stiegen, an denen viele Wohnungen liegen.

Die Bedeutung der Architektur dafür, wie der jeweilige Hof wahrgenommen wird, lässt sich am Beispiel der beiden Höfe, die bezüglich der Toleranzwerte am weitesten auseinander liegen, nämlich der George-Washington-Hof und die Otto-Probst-Siedlung, illustrieren. Diese beiden Höfe weisen nicht nur sehr unterschiedliche Bewertungen ihrer jeweiligen Gestaltung auf (im George-Washington-Hof meinte nur etwas weniger als die Hälfte der Befragten, die Gestaltung wäre „gut“, in der Otto-Probst-Siedlung sind fast drei Viertel dieser Meinung), sie unterscheiden sich auch in ihrer Architektur fundamental voneinander: Während der George-Washington-Hof das Konzept der „Rote(n) Festung“ (WEIHMANN 1985, S. 174) repräsentiert, steht die Otto-Probst-Siedlung für das „vollwertige Wohnen“, das offen ist für unterschiedliche Lebensstile. Die beiden Höfe repräsentieren also zwei völlig unterschiedliche gesellschaftspolitische und bauliche Konzepte des sozialen Wohnbaus.

Ein zentrales Unterscheidungsmerkmal sind dabei die unterschiedlichen Grundrissformen: Im George-Washington-Hof ist die Innen-Außen-Grenze betont: Nach außen abgeschlossen bilden die Innenhöfe die Zentren, um die herum die Wohnungen angelegt sind. Das Wohnen – und damit natürlich ein Teil der Wahrnehmungen der in dieser Siedlung Lebenden – wird damit gewissermaßen auf die Höfe ausgerichtet. Die Wohneinheiten in der Otto-Probst-Siedlung hingegen sind wesentlich lockerer, dezentraler angeordnet, sie gruppieren sich um zahlreiche kleinere Höfe und haben als zentrale Einrichtung einen echten Marktplatz mit Einkaufsmöglichkeiten, welcher die Versorgungssituation des Hofes verbessert (vgl. Abb. 5 und Abb. 6).

Diese unterschiedlichen "settings" eröffnen nun, so unsere These, unterschiedliche Handlungsmöglichkeiten, die die Einstellung zum Zuzug von Nicht-ÖsterreicherInnen mitprägen. Wir wollen dies am Beispiel der Innenhöfe darlegen, einerseits aus den eben angeführten Gründen (sehr unterschiedliche Architektur in den zwei Gemeindebauten, die hinsichtlich der Toleranzwerte am weitesten auseinander liegen), andererseits aber, weil aus den Experteninterviews zu erfahren war, dass die Innenhöfe Kristallisations-

Otto-Probst-Siedlung, die bezüglich der Gesamtgestaltung von ihren BewohnerInnen am besten bewertet werden, haben ebenfalls hohe Anteile von relativ kurz dort Wohnenden (< 25 Prozent der Lebensdauer), und sie weisen auch niedrige Werte für relativ lange dort Wohnende (> 50 Prozent) auf. Dies wird durch eine Untersuchung der Wohndauer unabhängig vom Alter bestätigt, die zeigt, dass die Gruppe der Personen, die seit mehr als 21 Jahre in einem der vier Gemeindebauten lebt, diesen am schlechtesten bewertet.

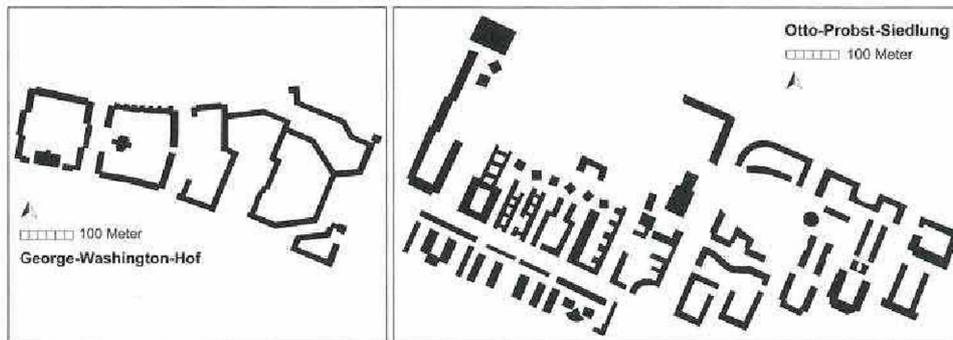


Abb. 5: George-Washington-Hof (Eigene Darstellung) Abb. 6: Otto-Probst-Siedlung (Modell) (Eigene Darstellung)

punkte von Spannungen sind: Der Lärm in den Höfen zählt zu den häufigsten Anlässen für Streit, weshalb der Innenhof ein zentrales Konfliktfeld darstellt.

Der entscheidende Punkt dabei ist, dass menschliche Geräusche (um es neutraler zu formulieren) sehr häufig ethnisiert werden – ganz im Gegensatz etwa zu Maschinengeräuschen (z.B. Autos). Die ethnisierte Erzählung sieht dann etwa so aus: Es sind die Ausländer, die mehr Kinder haben (inkl. der Jugendlichen), und die nutzen den Hof mehr. Dabei machen sie auch mehr Lärm, erstens, weil sie sowieso rücksichtsloser sind, und zweitens, weil deren Eltern sie zu wenig beaufsichtigen. Durch diese von Vorurteilen bestimmte Ethnisierung wird eine Trennlinie zwischen ÖsterreicherInnen und Nicht-ÖsterreicherInnen¹⁷⁾ konstruiert, und zwar aus einem alltäglichen Konfliktpotenzial heraus, das eigentlich zwischen den Generationen und zwischen Familien und Kinderlosen liegt. Das so genannte „Ausländerproblem“ liegt also in der Ethnisierung eines traditionellen Streits. Margarete SCHÜTTE-LIHOTZKY erinnert sich beispielsweise, dass die Innenhöfe der großen Gemeindebauten *von Anfang an* Konflikttherde waren: „Die Alten und Kinderlosen beschwerten sich dauernd über den Lärm spielender Kinder und Jugendlicher in den Höfen“ (SCHÜTTE-LIHOTZKY 2004, S. 104).

Entscheidend könnte nun sein, dass die Architektur der Bauten über die Anlage der Höfe einen erheblichen Anteil daran hat, wie viele dieser Konflikte erstens entstehen und wie sie, zweitens, wahrgenommen werden: Die zentrale Lage großer Innenhöfe (wie etwa im George-Washington-Hof) lässt zunächst einmal viele NachbarInnen am Lärm teilhaben, woraus sich (zumindestens potenziell) mehr Streitigkeiten ergeben, und sie lässt darüber hinaus auch mehr NachbarInnen am *Streit* teilhaben, wodurch dieser, auch wenn keine eigene, unmittelbare Betroffenheit vorliegt, in das „setting Gemeindebau“ integriert werden kann. Dort, wo die Höfe hingegen kleiner und dezentraler angeordnet sind (wie in der Otto-Probst-Siedlung), gibt es weniger unerwünschte Nähe: Nicht jede/r hört (zwangsläufig) alles, nicht jede/r sieht (zwangsläufig) alles.

¹⁷⁾ Wichtig scheint uns hier zu fragen, ob die Ethnisierung auch unabhängig davon funktioniert, welche Staatsbürgerschaft die Kinder bzw. Jugendlichen tatsächlich haben. Wir vermuten, dass die Staatsbürgerschaft eine geringere Rolle spielt als die Identifikation über das Aussehen. Getreu einer Aussage des ehemaligen oberösterreichischen Landeshauptmannes RATZENBÖCK geht es nämlich um Menschen, „denen man die Abstammung ansieht“ (zit. in: Der Standard, 10.3.1990).

Anders ausgedrückt: Die Architektur des George-Washington-Hofs birgt gewissermaßen eine „Aufforderung“ in sich, Lärm zu hören und an Streitigkeiten teilzuhaben. In der Otto-Probst-Siedlung hingegen ist diese Aufforderung aufgrund der anderen Anordnung der Höfe bzw. Wohnungen schwächer, womit auch das Konfliktpotenzial sinkt: Nicht hören ist einfacher als weghören. Und, polemisch formuliert, wer an Lärm und Streit teilhaben möchte, hat immer noch die Handlungsoption, sich in den umstrittenen Hof zu begeben.

Anhand des Beispiels von Lärm und Innenhof lässt sich plausibel argumentieren, dass es tatsächlich eine sozialräumliche Dialektik gibt. Es zeigt, dass „the organization of space (...) (is) not only a social product but *simultaneously rebound back to shape social relations*“ (SOJA 1989, S. 57; Hervorhebung die AutorInnen). Als erweiterte Arbeitshypothese kann deshalb formuliert werden, dass Personen, die den „eigenen“ Hof positiv erleben, der Öffnung des Gemeindebaus für Nicht-ÖsterreicherInnen deshalb positiver gegenüberstehen als Personen, die mit „ihrem“ Hof weniger oder nicht zufrieden sind, weil ihnen in und durch die „eigene“ gebaute Umwelt mehr und/oder bessere Handlungsmöglichkeiten einge-räumt werden als in den schlecht bewerteten Höfen.

Die sozialräumliche Dialektik lässt sich auch an anderen Beispielen aus der Geschichte des sozialen Wohnbaus diskutieren. Die Geschichte der großen Wohnprojekte in den USA macht deutlich, dass eine der Ursachen für das Scheitern des großen Anspruchs und das physische Verkommen der Sozialbauten darin besteht, dass deren Architektur die **Handlungsspielräume** der BewohnerInnen zu sehr eingeschränkt hatte – selbst im elementarsten Sinn, nämlich in der Aneignung der eigenen Wohnung. Wenn Richard SENNETT über seine Kindheit in „Cabrini-Green“, einem legendär gewordenen Beispiel des sozialen Wohnbaus in Chicago (dessen letzter Block im Jahr 2002 abgerissen wurde), berichtet, dann kann das Misslingen dieses Projektes gelesen werden als ein Stück verräumlichter Geschichte des Sozialstaates. Der mangelnde Respekt gegenüber den Armen, das Autoritäre des Sozialstaates, realisierte sich nicht nur im persönlichen Umgang, es materialisierte sich auch in der konkreten baulichen Form, die keinen Spielraum für individuelle Gestaltung ließ: „The project denied people control over their own lives. They were rendered spectators to their own needs, mere consumers of care provided to them. It was *here* that they experienced that peculiar lack of respect which consists of not being seen, not being accounted as full human beings“ (SENNETT 2003, S. 13; Hervorhebung die AutorInnen). Ganz ähnlich formuliert Bell HOOKS ihre Kritik an den großen Sozialbauten: „(Projects) brought an end to the dwelling in shacks that allowed for individual creativity and an assertion of aesthetic engagement with space and one’s environment. The state-built dwellings erase all chances for unique perspectives to shape living space and replace these with a blueprint of sameness – everyone’s place structured similarly. Clearly, these structures inform the ways poor folk are allowed to see themselves in relationship to space. No matter how poor you were in the shack (...), there you could allow your needs and desires to articulate interior design and exterior surroundings. (...) Standardized housing brought with it a sense that to be poor meant that one was powerless, unable to intervene in or transform, in any way, one’s relationship to space“ (HOOKS 1995, S. 150).¹⁸⁾

¹⁸⁾ Man muss hinzufügen, dass Hooks an keiner Stelle die Hütten der Armen romantisch verklärt.

Allerdings stellt der Innenhof, der die Basis unserer Diskussion des Zusammenhangs zwischen gebauter Umwelt, deren Wahrnehmung und Bewertung und der Einstellung gegenüber Nicht-ÖsterreicherInnen bildete, natürlich nur ein Segment aus dem Gesamtensemble Gemeindebau dar. Die Wechselwirkungen lassen sich auf verschiedenen Maßstabsebenen aufspüren, auf denen die BewohnerInnen Erfahrungen mit der gebauten Umwelt machen: Ausgehend von der eigenen Wohnung (z.B. Größe, Grundrisse, wie hell und wie hellhörig ist die Wohnung) lassen sich in einer radialen Verbreiterung zahlreiche andere Faktoren festmachen, die zum "Action Setting Gemeindebau" beitragen: Über den Trakt (z.B. gibt es Lifte, wie sind die Gänge angeordnet) und die gesamte bauliche Gestalt (z.B. gibt es Angsträume?) bis hin zur lokalen Einbettung des Gemeindebaus (Infrastruktur, Verkehrsanbindung, Lärmbelastung, Image des Grätzels).¹⁹⁾

Genauer erfasst und näher untersucht werden müssten aber auch die demographischen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse und Einstellungen der BewohnerInnen in den untersuchten Gemeindebauten: Zählen die BewohnerInnen (sich) zu den so genannten „Modernisierungsverlierern“ oder sehen sie sich in einer sozialen Aufwärtsmobilität? Wie wählen sie? Wie viele Kinder und Jugendliche gibt es? Wie viel Zeit verbringen sie täglich in ihrer Wohnung? Welche Wohnperspektiven haben die BewohnerInnen: Ist der Gemeindebau, in dem gelebt wird, eine Zwischenstation, oder ist er die dauerhafte Wohnstätte? Wie viele im letzten Jahrzehnt eingebürgerte Zuwanderer leben in dem Gemeindebau?

Über die Zusammenführung der angesprochenen physisch-materiellen und sozialen Faktoren, die sowohl innerhalb als auch außerhalb des konkreten Gemeindebaus verortet sind, lassen sich dann die jeweiligen Zuschreibungen, Wahrnehmungen und Nutzungen aufspüren. Architektur kann dabei zur Projektionsfläche der eigenen Befindlichkeiten werden und dann gewissermaßen die Berufs- und Wohnperspektiven der BewohnerInnen des Gemeindebaus spiegeln, sie kann aber auch ein Faktor sein, der die eigene Befindlichkeit mitbegründet: Wie viele Gelegenheiten bietet die Architektur, in Konfliktsituationen zu geraten? Welche Optionen eröffnet sie, mit Konflikten umzugehen, welche Möglichkeiten bietet sie Menschen an mit unterschiedlichem sozialem und wirtschaftlichem Status, die unterschiedlichen Alters und Geschlechts sind, die unterschiedliche Nutzungsinteressen verfolgen?

Die stadt- und darüber hinaus gesellschaftspolitische Bedeutung dieser Fragen liegt auf der Hand. Die europäischen Gesellschaften sind Einwanderungsgesellschaften, Wien steht, so wie andere Großstädte auch, vor der Herausforderung, entstandener Ghettobildung entgegenzuwirken und Voraussetzungen für ein sozial gedeihliches Miteinander-Wohnen zu schaffen. Dass die gebaute Umwelt dafür – und damit für eine ge- oder misslungene Entwicklung der Stadt insgesamt – nicht bloß eine indifferente Bühne ist, zeigt sich am klarsten beim Scheitern: Auf die städtebaulichen Konsequenzen „für das Wohl oder Wehe der Menschen“ (SCHÜTTE-LIHOTZKY 2004, S. 38) wurden wir zuletzt anlässlich der Revolte in den Pariser Vororten hingewiesen, und zwar in aller Dramatik.

¹⁹⁾ Der George-Washington-Hof liegt beispielsweise in einer Gegend, in der einerseits große soziale Probleme und Umweltbelastungen, vor allem Straßenlärm, konzentriert sind und die andererseits – und damit verbunden – generell negativ bewertet wird.

8 Literaturverzeichnis

- ABU-LUGHOD J. (1999), New York, Chicago, Los Angeles: America's Global Cities. Minneapolis. 580 S.
- BRAMHAS E. (1987), Der Wiener Gemeindebau. Vom Karl Marx-Hof zum Hundertwasserhaus. Basel. 185 S.
- DOVEY K. (1999), Framing Places. Mediating power in built form. London.
- FOUCAULT M. (1994), Überwachen und Strafen: die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt. 396 S.
- HARVEY D. (1985), The Urbanization of Capital. Oxford. 239 S.
- HELBRECHT I. (2003), Der Wille zur „totalen Gestaltung“. Zur Kulturgeographie der Dinge. In: GEBHARDT H., REUBER P., WOLKERSDORFER G. (Hrsg.), Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen, S. 149–170. Heidelberg.
- HOOKS B. (1995), Art on My Mind: Visual Politics. New York. 224 S.
- JAMESON F. (1999), History lessons. In: LEACH N. (Hrsg.), Architecture and Revolution. Contemporary perspectives on Central and Eastern Europe, S. 69–80. London.
- KOHLBACHER J., REEGER U. (2000), Vom Wohnen mit Fremden Tür an Tür – WohnnachbarInnenschaft und AusländerInnenfeindlichkeit. In: *derive*, 1, S. 24–25.
- LEACH N. (1999), Architecture or revolution? In: LEACH N. (Hrsg.), Architecture and Revolution. Contemporary perspectives on Central and Eastern Europe, S. 112–123. London.
- LEFEBVRE H. (1968), *Le droit à la ville*. Paris.
- LÖW M. (2001), Raumsoziologie. Frankfurt a.M. 307 S.
- MARX K. (1964), Das Elend der Philosophie. Antwort auf Proudhons „Philosophie des Elends“. In: MEW, 4, S. 63–182.
- MEUSBURGER P. (1999), Subjekt – Organisation – Region. Fragen an die subjektzentrierte Handlungstheorie. In: MEUSBURGER P. (Hrsg.), Handlungsorientierte Sozialgeographie: Benno WERLENS Entwurf in kritischer Diskussion, S. 95–132. Stuttgart.
- MUSNER L. (2004), Kultur als Textur des Sozialen. Essays zum Stand der Kulturwissenschaften. Wien. 185 S.
- OSSENBRÜGGE J. (1999), Total entankert, normal verstrickt. Anmerkungen zur Situation der Geographie und ihrer Reformulierung durch Benno WERLEN. In: MEUSBURGER P. (Hrsg.), Handlungsorientierte Sozialgeographie: Benno WERLENS Entwurf in kritischer Diskussion, S. 35–41. Stuttgart.
- SCHÜTTE-LIHOTZKY M. (2004), Warum ich Architektin wurde. Salzburg. 240 S.
- SENNETT R. (2003), *Respect in a World of Inequality*. New York. 288 S.
- SOJA E.W. (1980), The socio-spatial dialectic. In: *Annals of the Association of American Geographers*, 70, S. 207–225.
- SOJA E.W. (1989), *Postmodern Geographies. The Reassertion of Space in Critical Social Theory*. London. 266 S.
- SOJA E.W. (1996), *Thirdspace. Journeys to Los Angeles and Other Real-and-Imagined Places*. Oxford. 334 S.
- SOJA E.W. (2000), *Postmetropolis. Critical Studies of Cities and Regions*. Oxford. 440 S.
- WEICHHART P. (1993), Vom „Räumeln“ in der Geographie und anderen Disziplinen. Einige Thesen zum Raumaspekt sozialer Phänomene. In: MAYER J. (Hrsg.), *Die aufgeräumte Welt – Raumbilder und Raumkonzepte im Zeitalter globaler Marktwirtschaft*, S. 225–239. Rehburg-Loccum.
- WEICHHART P. (2003), Gesellschaftlicher Metabolismus und Action Settings. Die Verknüpfung von Sach- und Sozialstrukturen im Alltagsweltlichen. In: MEUSBURGER P., SCHWAN T.

- (Hrsg.), *Humanökologie. Ansätze zur Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie*, S. 15–44. Stuttgart.
- WEIHMANN H. (1985), *Das Rote Wien. Sozialdemokratische Architektur und Kommunalpolitik 1919–1934*. Wien. 399 S.
- WERLEN B. (1997), *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierung*, Bd. 2. *Globalisierung, Region und Regionalisierung*. Stuttgart. 464 S.
- WERLEN B. (2000), *Sozialgeographie*. Bern. 400 S.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft](#)

Jahr/Year: 2007

Band/Volume: [149](#)

Autor(en)/Author(s): Parnreiter Christof, Enders Christopher, Grube Nils, Lemke Malte, Thede Manuela

Artikel/Article: [Gibt es eine sozialräumliche Dialektik? Eine Diskussion am Beispiel der Öffnung des Wiener Gemeindebaus für nicht-österreichische Staatsbürgerinnen 29-54](#)